

(Nachdruck verboten.)

13]

## Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Es war viel zu bedenken in der nächsten Zeit. Daß Dora für die Badereise eingerichtet werden mußte, und dies war schwierig genug, kam erst in zweiter Linie in Betracht; das größte Interesse richtete sich jetzt auf Günthers Abiturientenexamen.

Die schriftliche Prüfung war glücklich überstanden, und die mündliche stand vor der Thür. Doktor Lejer, der sonst nur geringen Anteil an Familiereignissen nahm, stand an diesem Morgen unruhig und nervös nach einer schlecht verbrachten Nacht auf. Er hatte schlaflos gelegen und über seinen Sohn nachgedacht; es war ihm dabei vorgekommen, als sollte er am andren Tage sozusagen einen neuen Einsatz auf das Leben thun. Wenn Günther nur bei diesem Schritt nicht fehltrat, dann würde sich auch alles andre reihen, dachte er ungewöhnlich sanguinisch.

„Gustav,“ sagte Frau Lejer am Morgen, nachdem Günther gegangen war, „meinst Du nicht auch, daß wir ein wenig Wein zu Mittag haben müssen, wenn es gut mit Günther geht?“

„Wenn — zweifelst Du daran?“

Gustav wandte sich heftig nach ihr um, als gälte es einen fälschlichen Angriff zu verteidigen.

„Nein, das thue ich nicht, aber man kann es doch nicht wissen. Und Herr Gott, sollte dies Unglück eintreten, würde er wohl immer noch einen Platz am Comptoir bekommen!“

„Und das wäre vielleicht ebenso gut,“ spottete der Doktor.

„Lieber Gustav, das weiß ich nicht. Wie wollen wir es nun mit dem Wein einrichten?“

„Es ist besser, damit zu warten,“ sagte der Doktor skeptisch.

Doch Frau Luise wartete nicht, sie kaufte eine Flasche Portwein zu einer Krone und meinte, daß es eine schändliche Ungerechtigkeit wäre, wenn ihr Günther nicht durchkäme; denn keiner konnte mehr wissen als er, davon war sie fest überzeugt. Sie deckte auch den Mittagstisch fertig, Dora hatte Blumen bestellt, und alles Silber, das in dem kleinen Haushalt war, glänzte blank gepußt auf dem weißen Tischuch.

Der Doktor schritt ununterbrochen in seinem Zimmer auf und nieder, die beiden Töchter, die jede an ihrem Fenster im Wohnzimmer auf der Lauer saßen, hörten seinen schweren Schritt durch die geschlossene Thür. Zuweilen hielt er einen Augenblick inne; wahrscheinlich schaute er dann nach der Straße hinaus.

„Was meint Ihr, kann ich wohl schon die Kartoffeln aufsetzen?“ fragte die Mutter in der Küchentür.

„Aber, Mutter, wir wissen ja gar nicht, wann er kommt,“ sagte Marie Luise, über die Ruhe der Mutter erstaunt.

„Nein, aber es kann doch auch nicht bis in alle Ewigkeit währen,“ meinte Frau Luise und zog die Thür hinter sich zu.

Dora saß bleich und still an ihrem Plaze. Dies war etwas, das sie vollkommen verstehen konnte, und sie fand, daß es furchtbar hart wäre, wenn Günther seine Hoffnungen und Träume aufgeben müßte, nachdem er dem Ziel so nahe gewesen war.

Plötzlich wurde die Thür von des Vaters Zimmer aufgerissen, und Doktor Lejer rief mit eigenartig freudig erregter Stimme:

„Netzt kommt Günther!“

„Wo?“

Beide Mädchen beugten sich, soweit es anging, aus dem Fenster.

„Ja, jetzt sehe ich ihn,“ rief Dora aus, „er hat die weiße Mütze; Günther ist Student!“

Gustav Lejer war der erste, der den Sohn empfing. Er preßte ihn einen Augenblick in ungewohnter, etwas linkischer Weise an sich, ohne ein Wort zu sagen. Dann ließ er ihn los, faßte von neuem seine Hände, schüttelte sie hart und sagte undeutlich mit vor Bewegung zitternder Stimme:

„Dank, dank, mein Junge!“

Das war ein Freudentag in dem stillen Heim; sogar Günther legte seinen gewohnten Ernst ab und lachte und schwatzte ganz munter. Es gab so viele Geschichten zu erzählen, so viele Fragen zu stellen, und die weillängsten Zukunftspläne entstanden in dieser frohen Stimmung.

Der Doktor hatte sich Günthers Studentenmütze auf das Knie gelegt und blickte träumerisch auf den weißen Sammet. Welchen Gedanken er dabei nachhing, wußte niemand der Seinen, sie standen wieder außerhalb, doch als Günther die Mütze nahm, um sie anzuhängen, fühlte er etwas Warmes, Feuchtes auf derselben. Das war die Spur einer Thräne, der bitteren, verstoßenen Thräne einer verfehlten Existenz über Glücksträume entschwindener Zeiten, die nie zur Wahrheit geworden waren.

Es erwies sich nicht als so unmöglich für Günther, eine Stelle zu bekommen, wie der Doktor prophezeit hatte; der Direktor empfahl ihn bei einem reichen Gutsbesitzer in Schönen, dessen beide Söhne noch einige Jahre im Hause unterrichtet werden sollten. Die Bedingungen waren günstig, und Günther nahm die Stelle natürlich an.

Schon Anfang Juni sollte er kommen, so war es abgemacht. Die Studien der jungen Herren waren durch Reisen vernachlässigt, darum sollten sie jetzt auch im Sommer lernen.

„Bist Du nicht neugierig, wie es in solch feinem Hause aussieht?“ fragte Dora, als sie ihm beim Packen half.

„Nein, gar nicht. Ich kümmere mich um nichts weiter, als daß ich vorwärts komme und etwas werde.“

Er stand vor ihr, geschäftig die Bücher ordnend, die er mitnehmen wollte. Ein Zug männlich strengen Ernstes war wie ein Stempel auf dem hübschen Jünglingsgesicht eingepreßt, und Dora betrachtete ihn mit warmen, bewundernden Blicken.

Sie warf das Kleidungsstück, mit dessen Zusammenfallen sie gerade beschäftigt gewesen, beiseite, schlang heftig die Arme um seinen Hals und sagte leidenschaftlich:

„Du bist so groß, Günther, und ich bin so stolz darauf, daß Du mein Bruder bist. Ich fühle mich gezwungen, hoch, hoch zu Dir aufzusehen. Ich bin sicher, daß einmal etwas Großes aus Dir wird. O, Günther, es muß ja. Ich kann alle die nicht leiden, die zufrieden sind, wenn sie auf der Erde kriechen und sich gegenseitig in einem kleinen Weltwinkel puffen; ich finde, das ist so lumpig.“

Günther hielt sie in den Armen und schaute in das kindliche, erregte Mädchengesicht mit dem leidenschaftlichen, seelenvollen Ausdruck.

„Na, und Du selbst, Dora, was willst Du werden?“ fragte er.

Sie entzog sich ihm, stützte sich auf den Kofferdeckel und starrte wehmütig vor sich hin. Thränen traten in die glänzenden Augen und mit zitternder, unsicherer Stimme antwortete sie:

„Gesellschafterin bei einer alten, kränklichen Baronin.“

### VIII.

Da die Baronin Uffköld nicht die Absicht hatte, sich an dem Gesellschaftsleben des Badeortes zu beteiligen, so hatte sie sich eine kleine Villa fern vom Kurpark gemietet. Sie wollte Lammekost und Ruhe in der Natur haben, vor Kaffeegesellschaften und Ausfahrten hatte sie genug.

Den ganzen Vormittag — das heißt von elf Uhr an, denn sie stand spät auf — saß sie getrenntlich auf der Veranda, welche Aussicht auf den nahen Wald bot; nachmittags wechselte sie den Plaz und ließ sich in der „Anpflanzung“ nieder, wo ein Tisch und zwei bequeme Korbstühle in der Nähe der Schleppe aufgestellt waren. Erst des Abends, wenn es kühl wurde, unternahm sie auf Doras Arm gestützt einen Spaziergang. Meistens erstreckte sich diese Wanderung gerade so weit, daß sie deutlich die Musik vom Kurgarten hören und das Gewoge der hellen Toiletten da drinnen sehen konnten, dann wünschte die Baronin umzukehren, und so gingen sie wieder heim zu einem leichten Theesouper.

Dora hatte nicht viel zu thun, ihre Hauptaufgabe bestand darin, stets zur Hand zu sein, so daß die äußerst kurzfristige und nervöse Baronin sie nicht erst zu suchen brauchte. Ein paar Stunden täglich mußte sie vorlesen, meistens englische Romane, vorzugsweise von Mrs. Alexander, und Dora fing

mehr und mehr an, ihr eignes Dasein mit dem dieser Romanheldinnen, unablässig neue Variationen von armen, jungen Mädchen, zu vergleichen, die sich am Schluß des zweiten Teiles mit reichen Lords von besonders edlem und vornehmerm Charakter verheirateten.

Sie dachte darüber nach, ob ihr vielleicht ein ähnliches Schicksal beschieden sei und betrachtete jeden Morgen beim Anziehen ihr Gesicht genau im Spiegel. „Das seine, etwas bleiche Antlitz unter dem rotbraunen Haar“ schaute ihr zwar nicht daraus entgegen, dennoch war sie nicht unzufrieden mit dem Bild, das ihr der Spiegel vorführte.

Sie konnte zuweilen so tief aufseufzen, daß die Baronin mit ihrem matten Blick, der noch durch eine blaue Brille verschleiert wurde, verwundert zu ihr hinüberschaute.

„Was ist Ihnen, liebes Kind?“ fragte sie mit ihrer faulen, resignierten Stimme und drehte langsam und ruhig an der weißen Häkelnadel, mit der sie zu arbeiten pflegte. Es gab wohl kaum jemand, der sich erinnern konnte, je ein hartes oder nur unfreundliches Wort von der Baronin Ufföld gehört zu haben. Entschlossenheit und Energie hatten nie in ihrem Wesen gelegen. Zart und verwöhnt, wie sie stets gewesen, hatte sie in erster Linie immer sich selbst und dann andere verzogen; es waren, bildlich ausgedrückt, stets gepolsterte Wände zwischen ihr und den Arbeitswagen des Lebens.

„Was ist Ihnen, liebes Kind?“

„O, danke,“ antwortete Dora verlegen und strich mit unnötigem Kraftaufwand den schmalen Saum in einem Taschentuche ein, „es — es ist nichts.“

„Ist das Nähen zu ermüdend, so können Sie gern ausruhen, Dora. Ich kann das Häkeln auch nicht mehr aushalten. Ich glaube, daß ich schon eine Stelle am Finger habe. Liebe Dora, holen Sie mir die Kampferlauge!“

Dora gehorchte augenblicklich; sie war schon so geübt, daß sie gar nicht mehr zu suchen brauchte, um das Richtige aus der wohlgeordneten Anzahl von Flaschen, Pillenschachteln und Salbenbüchsen zu finden, und es dauerte nicht lange, bis sie wieder zurück war.

„Danke, gutes Kind, reiben Sie mir den Zeigefinger ein wenig ein, aber vor allen Dingen nicht zu hart anfassen! So, danke! Wollen wir jetzt vielleicht eine Sympathiepatience legen?“

Es kam äußerst selten Besuch zu der Baronin, außer einer kurzen Vormittagsvisite, und dann war es eine oder die andre Dame, die ebenso farblos und arm an großen Interessen war wie die Wirtin selbst.

Dora saß still daneben und hörte der Unterhaltung zu, immer auf dem Sprung, ein Taschentuch oder ein Garnknäuel, das herunterfallen konnte, aufzuheben. Manchmal mußte sie auch eine Frage beantworten, die gewöhnlich denselben Inhalt hatte.

„Ist es nicht herrlich, auf dem Lande zu sein?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Zu leicht.

Von Léon Karof.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Eine Radfahrlehrbahn — ein großer, asphaltierter Platz, von einem Zaun umgeben, dessen Bretter mit Kellamerplaten in den schreiendsten Farben beklebt sind. Da sieht man mythologische, nur sehr mangelhaft belleidete Damen, Jungvermählte, Indianer, Schulleute, Affen usw., die auf den verschiedensten Systemen von Fahrrädern dahinsausen. In der Bahn selbst üben, im Ritzrad fahrend, einige Anfänger, furchtjam und unsicher wie junge Matrosen, unter Aufsicht von Lehrern in schmutzigen Sweaters und Aniehosien. Sie folgen ihren Schülern im Lauffschritt, die eine Hand erhoben, als ob sie ihnen da, wo der Rücken aufhört, einen Schlag versehen wollten, in Wirklichkeit um sie, wenn nötig, vor dem Fallen zu bewahren. Auf die Lenkstange gebeugt, trainiert ein Berufsfahrer in rasendem Tempo rund um die Bahn. Es macht den Eindruck, als hätte er die Absicht, sich selbst einzuholen, nach Art junger Gunde, die sich durchaus in den Schwanz beißen wollen.

Es treten drei Personen ein: eine ältere, dicke, asthmatische Dame, auf deren majestätischem Busen man bequem ein Theebrett mit einem Duzend Gläsern placieren könnte; ein junges, brünettes Mädchen mit hübschem, capriciösem Gesicht und ein eleganter, junger Mann, der den Kopf so steif hält, daß man unwillkürlich auf die Vermutung kommt, er habe einmal aus Versehen das Genick gebrochen und verstecke nun unter seinem himmelstürmenden, etagenhohen Kragen eine Reparatur, welche seine Halswirbel für immer unbeweglich macht. Er versucht, das leichte Unbehagen, welches er empfindet, hinter einem freundlichen Lächeln zu verbergen.

Die dicke Dame (zu dem jungen Mädchen): „Welch eine Thorheit, mein Kind, Deinen Bräutigam zu einem solchen Unsinn zu zwingen!“

Clémence (sich rechtfertigend): „Aber, Mama, heutzutage ist ein Mensch eben unvollständig, wenn er sich auf diesen Unsinn nicht versteht!“

Die dicke Dame (ironisch): „Wirklich? Glaubst Du etwa, man heiratet, um auf solch ein Ding zu steigen?“

Der Bräutigam (nachsichtig): „Lassen Sie nur, verehrte Schwiegermama! Die Geschichte macht mir kolossalen Spaß. . . Ich bedaure nur, daß Clémence so hartnäckig darauf besteht, meiner ersten Lektion beizuwohnen.“

Clémence: „Jawohl! Denn, thäte ich's nicht, würdest Du wieder irgend eine dumme Ausflucht finden, wie die letzten fünf Male!“

Die dicke Dame (verweisend): „Aber, Clémence!“  
Ein Lehrer (lang und dünn wie ein Wandwurm im Spiritusglas, stürzt diensteifrig herbei): „Wer von den Herrschaften wünscht Unterricht? Das gnädige Fräulein?“

Clémence (protestiert entrüstet): „Ja? Oh. . .!“

Der Lehrer (die dicke Dame unruhig betrachtend): „Also die gnädige Frau?“

Die dicke Dame (entsetzt): „Ja? Um Gotteswillen! Warum nicht lieber gleich auf einen Blyableiter klettern?“

Der Bräutigam (mit gesucht ungezwungener Miene): „Ich möchte Unterricht haben.“

Der Lehrer: „Der Herr hat noch niemals auf einem Rad gefessen?“

Der Bräutigam: „Nein, nie! (Etwas beunruhigt.) Aber das ist doch wohl nicht besonders schwierig, wie?“

Der Lehrer: „Die einfachste Sache von der Welt! Ein Wickelrad könnte fahren — notabene wenn es die nötige Länge hat und ein Duzend Lektionen bei mir nimmt! (Er holt aus einem Schuppen eine vorjündflutliche Maschine, deren Räder festig kreischen — wahrscheinlich vor Furcht, daß sie von einem Anfänger maltrahiert werden sollen.) Wenn ich bitten darf!“

Der Bräutigam (argwöhnisch): „Das Ding sieht nicht gerade vertrauenerweckend aus! (Er weist auf eine andre leichte, zierliche, elegante Maschine.) Geben Sie mir doch lieber die dort aus der Ecke!“

Der Lehrer (entrüstet): „Das könnte Ihnen so gefallen! Das ist mein Rad!“

Der Bräutigam: „Oh, das ist mir egal.“

Der Lehrer: „Aber mir nicht, wenn Sie herunterfallen und die ganze Maschine kurz und klein schlagen. . .“

Der Bräutigam (ängstlich): „Ruh ich denn fallen?“

Der Lehrer: „Ein paarmal im Anfang. . . höchst wahrscheinlich! Das gehört eben dazu!“

Der Bräutigam (mit schmerzlichem Lächeln): „Das gehört eben dazu!“

Der Lehrer: „Also trampeln Sie, bitte, Ihre Hosen auf! So, schön!“

Der Bräutigam (zitternd): „Werden Sie mich auch halten?“

Der Lehrer: „Wie eine Mutter! Nun steigen Sie, bitte, auf!“

Der Bräutigam: „Sofort. (Er betrachtet die Maschine mit kritischen Blicken, bemüht, den fatalen Moment möglichst hinauszuschieben.) Das Ding scheint mir aber wenig stabil zu sein.“

Clémence (ungeduldig): „Dafür ist's eben ein Zweirad und kein Dreirad.“

Der Bräutigam (erfreut): „Richtig! Dreirad! Was meinst Du, Clémence, wenn ich lieber Dreirad fahren lerne?“

Die dicke Dame (zustimmend): „Richtig! Das ist ja beinahe dasselbe.“

Clémence (ironisch): „Warum nicht lieber gleich Schauelpferd?“

Der Lehrer: „Außerdem ist ein Sturz mit dem Dreirad viel gefährlicher.“

Der Bräutigam: „Also man fällt auch mit dem Dreirad?! (Einlenkend, da er die unverhohlene Mißbilligung seiner Braut bemerkt.) Ich habe ja nur geschertzt. Also zeigen Sie mir gefälligst, wie man aufsteigt.“

Der Lehrer (im Docententon): „Sehr einfach! Sie fassen die Maschine an der Lenkstange. . . sehen Sie? Sol Sie sehen den linken Fuß auf das linke Pedal, heben sich grazios empvor, geben sich einen Ruck nach vorne und — sitzen im Sattel. (Er verbindet seine Worte mit den entsprechenden Bewegungen, steigt dann ab und führt dem Schüler, welcher ihm mit offenem Munde zugeschaut hat, das Martierinstrument wieder vor.) Sol Wenn der Herr jetzt versuchen will?“

Der Bräutigam (mit der Miene eines Menschen, der überzeugt ist, vor einem unüberwindlichen Hindernis zu stehen): „Oh, das ist ja kinderleicht! Das ist ja ganz einfach! (Ergreift die Maschine.) Man muß sich nur einmal gehörig klarmachen. . . (Nimmt einen Anlauf, um aufzusteigen; im nächtlichen Augenblick schlägt das Pedal, an welches er nicht gedacht hat, ihm heftig ans Bein.) Au. . . au. . . au! Mein Bein!“

Der Lehrer (gleichmütig): „Ja, das ist das Pedal. Da muß man eben aufpassen.“

**Der Bräutigam (böse):** „Hätten Sie mir das nicht vorher sagen können?“

**Der Lehrer:** „Wozu vorher? Das hätte doch nichts genützt. Jetzt dagegen, nachdem Sie sich einmal gestochen haben, werden Sie schon von selbst aufpassen.“

**Der Bräutigam (ärgerlich lachend):** „Wirklich sehr scharfsinnig!“

**Clémence (gereizt):** „Willst Du nun aufsteigen oder nicht?“

**Der Bräutigam (einen neuen Anlauf nehmend):** „Sofort. Pass mal auf! Jetzt . . . (sich besinnend) Aber ich möchte doch lieber noch einmal sehen, wie's der Herr macht.“

**Der Lehrer (geschmeichelt):** „Oh, sehr gerne! (Er ergreift die Maschine von neuem und wiederholt das vorher geschilderte Manöver einige Male.) Sol Haben Sie jetzt gesehen?“

**Der Bräutigam:** „Ja. Das ist aber wirklich ein Kinderspiel! (Er macht ernstlich Miene, das Rad zu besteigen, hält plötzlich inne und blidt, erfreut, einen neuen Aufschub gefunden zu haben, den Lehrer glückstrahlend an.) Aber wenn ich nun sehe, wie muß ichs dann anstellen, um vorwärts zu kommen?“

**Der Lehrer (wieder im Docententon):** „Ganz einfach so: Sie halten den Körper gerade, aber doch lose, und treten . . . treten immerfort, auch wenn Sie fallen. Und bei Biegungen neigen Sie den Körper stets nach der Seite, nach welcher Sie wenden wollen. Sehen Sie . . . sol“ (Er springt wieder auf, fährt einige elegante Kurven und Wendungen, springt ab und führt die Maschine von neuem seinem Schüler vor.)

**Der Bräutigam (begeistert):** „Aber das ist wirklich kindereleicht! Das wollen wir gleich haben! Also linkes Bein — linkes Pedal . . . und . . . (plötzlich stehenbleibend) Halt! — nahe hätte ich das Wichtigste vergessen: wie ist's denn mit dem Absteigen? Ich habe nicht aufgepaßt, wie Sie abgestiegen sind.“

**Der Lehrer (erklärend):** „Das Absteigen geschieht in ungelehrter Reihenfolge wie das Aufsteigen. Wenn das linke Pedal oben steht, legen Sie das ganze Schwergewicht des Körpers darauf, heben das rechte Bein empor und schwingen sich nach links ab . . . Also in folgender Weise!“ (Er springt mehrere Male auf und ab, zuerst ganz langsam, dann schneller.)

**Der Bräutigam (entzückt):** „Jetzt weiß ich's aber ganz genau! Ganz genau! Danke!“

**Clémence (freundlich):** „Ich sagte Dir ja, es ist ganz leicht.“

**Der Bräutigam (mit Raubdruck):** „Ganz leicht! Das reine Kinderspiel! (Zum Lehrer, der ihm die Maschine zuführt.) Ob ich jetzt aufsteigen will? Nein, danke sehr! Für heute ist's genug. (Er bezahlt.) Hier, lieber Herr, für die erste Lektion.“

**Clémence (erblickend):** „Wie? Du willst nicht aufsteigen?“

**Der Bräutigam (vergnügt):** „Heute, nein! Man darf nichts übereilen. Das nächste Mal! Du wirst erstaunt sein, wie . . .“

**Clémence (nervös):** „Aber ich bitte Dich, heute aufzusteigen, sonst muß ich wahrhaftig glauben, Du habest Furcht.“

**Der Bräutigam:** „Ich? Furcht? Aber ich bitte Dich! Womit soll ich Dir beweisen?“

**Clémence (eigenfönnig):** „Indem Du das Rad besteigst.“

**Der Bräutigam (ohne darauf zu hören):** „Soll ich jemand aus dem Wasser retten? Ach, verkehrte Schwiegermama, vielleicht haben Sie die Güte, sich ein bißchen ins Wasser zu stürzen?“

„Seien Sie unbesorgt, ich hole . . .“

**Die dicke Dame (entsetzt):** „Alm Gottes willen!“

**Der Bräutigam (sich wild umblidend):** „Oder . . . schade, daß hier kein Löwe ausgebrochen ist! Da solltest Du mal sehen . . .“

**Clémence (kalt):** „Hier giebt's bloß Näder, und ich ersuche Dich, eins derselben zu . . .“

**Der Bräutigam (voll edler Entrüstung):** „Pfui! Etwas so Leichtes, so lächerlich Einfaches, um meinen Mut zu beweisen!“

**Clémence (vor Aufregung zitternd):** „Und wenn ich das nun zur Bedingung für die Gewährung meiner Hand mache?“

**Der Bräutigam (geföhllvoll):** „Oh, es wäre meiner unwürdig, Deine Hand auf so leichte Weise zu gewinnen!“

**Clémence (fast weinend):** „Du verzichst also? Nun gut! Auch ich . . .“

**Die dicke Dame (bestürzt):** „Na, so steigen Sie doch ein bißchen auf, lieber Schwiegersohn! Ihm Sie ihr schon den Gefallen!“

**Der Bräutigam (unerschütterlich):** „Das? Nie! Alles, was Ihr Fräulein Tochter sonst verlangt, nur das nicht! Das ist wirklich zu leicht!“ (Er streift die Hosentasche herunter und verläßt in stolzer, selbstbewußter Haltung den Schauplatz seiner Heldenthaten.)

### Kleines feuilleton.

— Gallifet. In der Wiener Tageszeitung „Die Zeit“ veröffentlicht Karl Eugen Schmidt ein Feuilleton über die 73jährige Louise Michel. Er kommt auch auf den Haß, den sie gegen Gallifet hegt, zu sprechen und erzählt folgendes Vorkommnis: . . . darüber hat mir ein bekannter Maler eine kleine Anekdote erzählt, die sowohl für Gallifet wie für Louise Michel bezeichnend ist. Der Maler, der Anno 71 zehn Jahre zählte, wurde in der Maiwoche mit allen Bewohnern einer gewissen Gasse gefangen nach Versailles geschleppt. Bei der blutigen Niederwerfung der Kommune waren für die

Versailler alle Pariser verdächtig und alle Verdächtigen schuldig. Die einen wurden von den Versaillern sofort erschossen. Das waren die Leute, die schwarze Hände hatten, ein sicherer Beweis, daß sie mit Pulver hantiert hatten, oder in deren Wohnung man Waffen fand, ein sicherer Beweis ihrer Zugehörigkeit zur Kommune, sintermalen während der Belagerung von Paris durch die Deutschen sämtliche erwachsene Männer in die Nationalgarde eingereiht und betraffnet worden waren, die gutgefunten Nationalgardisten aber nach dem Waffenstillstand zwischen Frankreich und Deutschland der Aufforderung der Behörden nachgekommen waren und ihre Waffen abgeliefert hatten. Außerdem erschöpf man ein paar tausend Leute, die durch irgend einen anonymen Freund als gefährliche Kommunarden denunziert wurden. Später hat man ausgerechnet, daß in den drei Monaten von Juni bis August 1871 in Paris etwas mehr als eine Million Menschen denunziert worden sind! Wen man in der blutigen Maiwoche nicht sofort erschöpf, der wurde gefangen nach Versailles gebracht, und dieses Schicksal wurde den Bewohnern ganzer Straßen zu teil, so daß viele Häuser in Paris monatelang leerstanden.

So also geriet auch mein Freund, damals ein zehnjähriger Junge, in einen Gefangentransport, und zwar gerade in den Transport, dem auch Louise Michel angehörte. Am Point-du-Jour, wo die nach Versailles führende Heerstraße die Befestigungen von Paris verläßt, hielt der General Gallifet und musterte die Gefangenen. Von Zeit zu Zeit deutete er auf einen und ließ ihn heraustreten. Die so Bestimmten wurden vor den Augen ihrer Genossen an den Festungsgraben geführt und erschossen. Gallifet kümmerte sich dabei nicht um Namen oder Schuld seiner Opfer. Er wählte sie einfach nach ihrem Äußern, das ihm mißfiel. Je mehr ein solches Opfer klagte und flehte, desto vergnügter war er, machte chynische Scherze und weidete sich an den Todesängsten der Unglücklichen.

Als der Transport mit Louise Michel hier ankam, trat die ehemalige Lehrerin von selbst aus den Reihen, stellte sich vor den General und hielt ihm in furchtbaren Worten seine Unmenslichkeit vor, dabei ein über das andre Mal verlangend, daß er sie mit den bezeichneten Todeskandidaten sterben lasse. Gallifet weidete sich ganz besonders an diesem Auftritt, der ihm etwas Neues war. Lächelnd und den Schnurrbart drehend hörte er die wütende Frau an, stachelte sie durch Einwürfe und Scherze immer wieder auf und ließ sie erst an ihren Platz in den Reihen der Gefangenen zurückführen, nachdem sie gänzlich erschöpf und fast ohnmächtig war. Die Gefangenen, die dem Auftritt bebend und bleich zugeschaut hatten, denn sie fürchteten, der Todesmut ihrer Begleiterin möge Gallifet zur blutigen Rache an ihnen allen reizen, nahmen ihren langen Marsch nach Versailles wieder auf. Nur ein einziger von ihnen wurde von Gallifet herausgeholt und sofort erschossen. Das war ein armer Idiot, der über den Schreden der letzten Tage völlig blödsinnig geworden war, jeden Augenblick aus den Reihen lief und sich mit blödem Lächeln an der StraÙe hinstellte, bis ihn die estortierenden Soldaten mit Kolbenstößen und Fußtritten wieder an seinen Platz gejagt hatten. Da dies so oft vorgekommen war, hatten sich die estortierenden Soldaten über diesen störrischen Gefangenen beschwert, und um sie von der Sorge um den Blödsinnigen zu befreien, ließ Gallifet ihn erschießen.

Kann man es Louise Michel verdenken, wenn sie nicht aufgehört hat und nie aufhören wird, den Genet der Kommune zu hassen? —

— Der Schleier. Der „Frankfurter Zeitung“ wird geschrieben: Der Gebrauch des Schleiers ist im Orient seit uralter Zeit heimisch. Während aber dort die Sitte den Frauen vorschreibt, in Gegenwart von Fremden das Gesicht verschleiert zu tragen, tragen die Damen des Abendlandes den Schleier aus rein kosmetischen Gründen. Für viele ist er Keidsam, anderen dient er dazu, Uneinigkeiten des Teints oder auch ernstere Entstellungen zu verdecken, endlich schützt er die Haut vor Temperatureinflüssen, sowohl vor großer Kälte, wie großer Hitze. Gegen die Blendung durch direkte Sonnenstrahlen sind blaue Gaze-schleier zweckmäßig, aber sie müssen vor dem Auge straff gespannt sein und dürfen nicht etwa in dem Teile, der vor das Auge kommt, gemustert, bestickt oder punktiert sein. Was nun das Sehen durch den Schleier anlangt, so dürfte man versucht sein, daraus, daß das Tragen des Schleiers außerordentlich verbreitet ist und die Trägerinnen nicht weiter über Beeinträchtigungen des Sehens klagen, den Schluß zu ziehen, daß der Schleier keine Sehstörungen erzeugt. Aber mit diesem Schluß muß man etwas vorsichtig sein. Ertragen ja unsere Damen, wenn die Eitelkeit in Frage kommt, vielfache Gesundheitsstörungen, ja selbst heftige Schmerzen, ohne zu murren. Da nun systematische Versuche über die Beeinträchtigung des Sehens durch den Schleier bisher nicht vorlagen, so wurden solche im Physiologischen Institut in Berlin angestellt. Diese ergaben, daß allerdings durch den Schleier Sehstörungen erzeugt werden, die verschieden sind, je nach der Webart des Schleiers und seiner Farbe. Der weiße Schleier setzt die Sehfähigkeit mehr herab als der schwarze. Bei feinfädigen, engmaschigen Schleiern stellen sich geringere Sehstörungen ein, die sich aber über eine größere Strecke hinziehen, während bei grobem, weitmaschigem Gewebe die Störung auf einer kleineren Strecke sich bemerkbar macht, hier aber um so stärker. Wenn die Fäden des Schleiers schräg laufen, so tritt die Sehstörung in geringerem Maße auf. Am wenigsten wird das Sehen beeinträchtigt, wenn der Schleier dünn und von gleichmäßigem Bau, d. h. ungemustert ist. —

**Theater.**

**kleines Theater.** „Die Raben“, Schauspiel von Henri Becque. — Das Drama Henri Becques ist etwa zwei Jahrzehnte alt. Seine Entstehung fällt in die Sturm- und Drangperiode des französischen Naturalismus. Zola hatte damals mit dem „L'Assommoir“ die Reihe seiner großen sozialen Romane eröffnet, und als Prinzip die Darstellung der reinen, durch methodisch wissenschaftliche Beobachtung festzustellende Wirklichkeit verkündet. Der Roman sollte „Experimentallroman“, eine Sammlung und Aneinanderreihung „menschlicher Dokumente“ sein. Konnte auch die neue Theorie nicht leugnen, daß die Subjektivität, das „Temperament“ des Dichters, die Art seines Sehens und Gesehenes zu einem Ganzen zusammen zu fassen, als ein mitbestimmender Faktor in jede solche „Dokumentensammlung“ einging, so suchte sie doch die Bedeutung dieses Moments, in dem letztlich die Wirkung jedes Kunstwerkes begründet ist, nach Kräften abzuschwächen. Freilich, die Wissenschaftlichkeits-Doktrin des Naturalismus wurde von seiner Praxis widerlegt. Nur wo die schöpferische Phantasie macht aus dem toten Stückwerk der Beobachtung nach Gesehenes, die mit denen wissenschaftlichen Denkens nichts gemein haben, umbildend ein organisch Neues schuf, hat er — Zolas beste Romane, Ibsens beste Dramen beweisen das — Großes und Dauerndes geleistet.

Henri Becques vielgenanntes, vor Jahren hier schon von der „Freien Bühne“ aufgeführtes Schauspiel ist Naturalismus ohne Phantasie, vielleicht recht tüchtig, an den Maßstäben der damals verkündeten Doktrin gemessen, aber im Grunde wirkungslos bei aller Wirklichkeit, die darin stecken mag. Nüchternes Grau liegt über den Szenen, die wie im Leben langsam, ohne daß ein Reichtum innerer Beziehungen sich entfaltet und ohne Steigerung einander folgen. Ein Protest gegen die unwahre, hohle Theaterkonvention, der überkommene Formen auflöst, doch ohne neue an ihre Stelle setzen zu können!

Die „Raben“ in dem Stück sind die Gläubiger und Spekulant, die raubfischig über die Familie des toten Herrn Vignerons herfallen. Der ganze erste Akt bis zum Schlaganfall des Fabrikanten, das ist bezeichnend für die Formlosigkeit des Dramas, könnte ebenso gut gestrichen werden. Solche Ränge, wie der überzärtliche pedantische Einfaltspinsel Vignerons mögen genug in der Welt herumlaufen, aber was hat diese Charakteristik des Mannes mit dem Zusammenhang des Folgenden zu thun? Vignerons Compagnon, der alte Teiffier, von dem man in dem ersten Akte nur erfährt, daß er den Mund eines Wolfes, die Augen eines Fuchses habe, tritt dann als Führer des Feststellens auf. Er kommt mit einem Haufen Rechnungen, um der Witwe auseinanderzusetzen, daß zur Bezahlung der Gläubiger die Fabrik und die Grundstücke des Gestorbenen Hals über Kopf verkauft werden müßten. So hofft er billig zu dem Besitz zu kommen. Ein Advokat und Freund des Hauses ist engagiert, bei seinen Einschüchterungsversuchen ihm zu sekundieren. Endlos dehnen sich unter den Klagen der Witwe die Geschäftsverhandlungen aus, die trotzdem ziemlich unklar bleiben. Entweder war die Lage von vornherein verzweifelt, ob nun der Vater starb oder nicht. Dann liegt aber in dem Zusammenbruch des Hauses, nicht in der Wittwenhaft der Frau, wie es der Dichter darstellt, der Schwerpunkt des Dramas. Oder aber, die Position ist haltbar, dann sieht man, da Frau Vignerons und ihre Töchter sich über den Charakter Teiffiers wie des Advokaten ziemlich klar sind, nicht ein, warum sie nicht das Einfachste, Nächstliegende thun und sich an einen unverdächtigen Anwalt wenden. Die Freunde ziehen sich von den Sinkenden zurück. Die Verlobung der jüngsten Tochter wird von der Familie des Bräutigams aufgelöst. Der junge Herr, der das Mädchen verführt hat, verbirgt sich, als er die Mitgift schwindeln sieht, feig hinter seiner Mutter Nachspruch. Herr Teiffier aber, der grauhäarige Junggesell, gewinnt Gefallen an dem älteren bedächtigen Fräulein Vignerons, mit der sich über die Geschäfte reden läßt. Grinsend offeriert er ihr eine Stellung als Geliebte in seinem Hause, und wie sie ihn mit seinem Geld empört zurückweist, überlegt er sich und rückt als regulärer Freier an. Die Witwe jammert, sie weiß, wie sehr ihr Kind den widerwärtigen Patron verabscheut, aber das Fräulein „opfert sich“. Der Kontrakt wird unterschrieben, und Herr Teiffier beginnt sein neues Regiment, indem er einen aus der Reute der Meinen, die hinter den Vignerons einherkäffen, einen Tapezierer, der gefälschte Rechnungen vorzeigt, entlarvt und rasch zur Thür hinaus befördert. Er, der Hauptspießbube, spreizt sich nun — mit dieser satirischen Pointe schließt das bitter-misanthropische Stück — als Schirmherr der Verfolgten. Die Zeichnung der Figuren bleibt an der Oberfläche. Auch Teiffier ist von außen her gesehen — ein glatter Schurke, dessen Bild durch keine intimeren Züge psychologischer Seelenmalerei gehoben wird.

Der Beifall galt nicht dem Stück, das offensichtlich enttäuschte, sondern der fein abgetönten stimmungsvollen Darstellung. Hedwig Wangel war vorzüglich in der nur allzu thränenreichen Rolle der Witwe. Erschütternd wirkte Lucie Hößlich als Blanche in dem mächtigen Leidenschausbruch der betrogenen Liebe. Einfach und schlicht gab Lilla Durieux die ältere Schwester. Gut ohne jede hier so nahe liegende Uebertreibung spielte Herr Guido Herzfeld den Schurken Teiffier. —

**Kulturgeschichtliches.**

— **Kornmischbrot im alten Rom.** Die nationale Sitte der alten Römer gestattete ursprünglich den Genuß von Fleisch nur bei den Opfern. Daher bestand die Kost der Soldaten im eigentlichen Sinne nur aus Brot oder Speisen, die aus Getreide hergestellt waren. Cäsar erzählt im „Gallischen Kriege“ (7,17), daß seine Soldaten mehrere Tage kein Brot gehabt und sich durch Abschlagen von Kleinvieh, das aus entfernten Dörfern herbeigetrieben werden mußte, des äußersten Hungers erwehrt hätten. Ähnlich berichtet Tacitus in den „Annalen“ (14,24), daß die Römer auf einem Feldzuge in Armenien im Jahre 60 n. Chr. wegen des Mangels an Getreide in große Not gerieten, so daß sie gezwungen waren, durch Schlachten von Vieh ihren Hunger zu stillen. Im Jahre 69 n. Chr. während der Kämpfe zwischen Vespasian und Vitellius kamen die römischen Legionen nach den Historien des Tacitus (4,25 ff.) in Köln in schwere Bedrängnis, weil sie kein Brot erhalten konnten. Die auffässigen Gallier wollten keine Steuern mehr zahlen, auch hatte der Rhein im Hochsommer dieses Jahres infolge anhaltender Dürre so niedrigen Wasserstand, daß die Lebensmittel nur in unzureichendem Maße herangeführt werden konnten. In Italien selbst war die Fläche, die mit Getreide bebaut werden konnte, zur Ernährung der Heere und der gewaltigen Volksmasse weitaus zu klein, obwohl in einzelnen Landschaften vorzugsweise Getreide angebaut wurde. Von Sueton Vespasian (cap. 1) erfahren wir, daß aus Umbrien jährlich große Arbeiterhären zur Feldbestellung nach dem Sabinerlande wanderten und daß es Agenten gab, welche diese Sachseugänger anwarben und an die Gutbesitzer im Sabinerlande vermieteten. Die Hauptzufuhr an Getreide kam aus dem Auslande, namentlich aus Aegypten. Die Ankunft der Staatsflotte, die das Getreide nach Italien brachte, war jedesmal mit einem allgemeinen Volksfeste verbunden. Ein solches Fest an der campanischen Küste schildert der Philosoph Seneca im 77. Briefe an seinen Freund Lucilius. Die Annäherung der Getreideflotte wurde durch aufgestellte Wachtposten gemeldet. Vorauf führten die alexandrinischen Schiffe, die Palatboogie hießen und an ihren Segeln weithin zu erkennen waren. Sobald nämlich die Schiffe der Getreideflotte am Vorgebirge der Minerwa am Eingange des Golfs von Neapel vorübergefahren waren, suchten sie das Bramsegel einzuziehen und sich mit den übrigen Segeln begnügen, nur die alexandrinischen durften diese Segel behalten, das war ihr Wahrzeichen. Nicht gedrängt stand der Volkshaufen auf dem Hafendamme von Puteoli und schaute gespannt hinaus auf das Meer. Sobald die Schiffe näher kamen, eilte die Menge von einer Stelle zur andern, jeder wollte möglichst nahe dem Ufer stehen und die Schiffe zuerst begrüßen. Die Bevorzugung der Brotnahrung ist übrigens auch heute in Italien die Regel; bei der Masse des Volkes besteht die Hauptnahrung in Brot und andern Feigwaren, während Fleisch nur gelegentliche Zuthat ist, die man unschwer entbehren kann. — („Königliche Zeitung.“)

**Humoristisches.**

— Auch eine Hilfe. Auf Drängen der Gäste ist in einem Hotel, zum großen Aerger der Bediensteten ein Beschwerdebuch eingeführt worden. Bald darauf bricht dort nachts ein Gast mit dem Bett durch. Wütend klingelt er. — Endlich erscheint ein Kellner. „Hilfe! Hilfe!“ ruft der Gast. „So helfen Sie mir doch!“ — „Bitte gleich!“ entgegnet der Bediente, verschwindet, kehrt aber nach einer Weile zurück und sagt malitios: „So, bitte, hier ist das Beschwerdebuch!“ —

— Hyperbel. Sie: „Morix, hast De vielleicht e' Stednadel bei Dir?“

Er: „Wie heißt — bin ich e' Warenhaus?“ —

— Woshaft. ... Frau Nachbarin, Sie können sagen, was Sie wollen, mein Alter ist ein guter Mensch — übertrieben gut!“

„Ja, ja, es vergeht kein Tag, wo er nicht des Guten zu viel thut!“ — („Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Der Maler Hans Thoma wird seine künstlerischen Jugenderinnerungen in der demnächst ins Leben tretenden Münchener Zeitschrift „Süddeutsche Monatshefte“ veröffentlichen. —

— Hans Hyan hat eine Berliner Komödie „Auf Probe“ geschrieben. —

— Tolstoj's Lustspiel „Früchte der Bildung“ wird eine der nächsten Novitäten des Neuen Theaters sein. —

— Paul Lindaus neues Schauspiel „... so ich Dir“ hatte bei der Erstaufführung im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg einen starken äußeren Erfolg. —

— Die Sängerin Ernestine Schumann-Heink hat eine Abstandssumme von 24.000 M. an die Generalintendantur der königlichen Schauspiele gezahlt, um ihrer Verpflichtung gegen die Berliner Hofbühne ledig zu werden. —

— Mascagni hat die Leitung des National-Musik-Konservatoriums in Rom übernommen. —

— Das Riesche-Archiv in Weimar ist dieser Tage vor geladenen Gästen eingeweiht worden; bei der Feier wurde die Klingersche Riesche-Büste enthüllt. —